

Corona – und was dann kam...

19

• Prolog

„Ich kann übrigens auch nicht behaupten, dass ich ihn kenne. Aber man muss sich gegenseitig helfen.“
(Albert Camus; Die Pest; 1947, 2013: 27)

Was haben wir Anfang 2020 noch über das Coronavirus gedacht? Es traf uns nicht unerwartet, doch mit Folgen, die wir bis heute nicht absehen können. Im Laufe des Jahres 2020 wurden die Expertisen immer umfangreicher, die Informationen immer detaillierter und das Verständnis rund um die Pandemie nahm allgemein eher ab.

So sah es auch in dem Roman „Die Pest“ von Albert Camus aus. Sein Hauptprotagonist, der Arzt Rieux, streift durch die abgeriegelte Stadt, trifft auf viele der Bewohner und muss letztendlich lernen, seinen Blickwinkel zu verändern, ja sogar die Frage des Humanismus neu zu stellen. In dem Werk von Albert Camus bleibt die Krankheit selbst unverstanden – und so auch die der neuartigen Viren in unserer Zeit. Die gesellschaftliche Veränderung und die neue Lebenswirklichkeit, in der wir uns 2020 befanden und immer noch befinden, lassen uns aber auch hoffen. Unsere Erwartungen sind, dass die Krise irgendwann bewältigt sein wird und dass die untereinander gelebte Solidarität nicht abreißt und wir auch zukünftig unsere soziale Arbeit mit Erfolg weiterführen können.


• Rückblende

Als wir zu Beginn des Jahres 2020 bereits erste Meldungen über die Ausbreitung neuer Coronaviren in Asien durch die allgemeinen Medien erhielten, begannen unsere Diskussionen darüber, wie dies einzuschätzen sei und ob die Gefahr einer globalen Pan-

demie bestehen würde. Allerdings waren zu diesem Zeitpunkt die verfügbaren Informationen noch recht spärlich und so schob man die besorgniserregenden Gedanken zunächst beiseite und wartete erst mal ab. Mit der Wintersaison 2020 und dem alljährlichen Skitourismus erschienen dann erste Berichte von Erkrankungen in Norditalien, was die Einschätzung der Sachlage unmittelbar veränderte. In der Folge dieser Entwicklungen stieg die Beunruhigung in der Mitarbeiterschaft und zugleich die Verunsicherung bei unseren KlientInnen. Nun war mehr oder weniger klar, dass sich die Viren leider über die Kontinente ausgebreitet hatten und dadurch eine schwer einzuschätzende Gefahr für die Gesundheit von Menschen vorlag.

Eifrig waren nun alle damit befasst, an seriöse Informationen zu kommen, die uns eine konkretere Einschätzung der Gefährdungslage ermöglichen konnten. Intern intensivierten wir bereits Ende Februar die Gespräche zwischen den Vorständen, Geschäftsleitungen, dem Betriebsrat, unserem Sicherheitsbeauftragten und grundsätzlich allen Mitarbeitenden. Während dieses Thema medial immer mehr in den Mittelpunkt rückte und man täglich mehr davon hörte, versuchten wir in dieser Zeit herauszufinden (leider häufig auch vergeblich), wie unsere Kooperationspartner diese beunruhigende Situation und ihre drohenden Folgen einschätzten. Zunächst wurde uns meist lediglich rückgemeldet, dass es doch keinen Grund zu großer Besorgnis gäbe, weshalb wir ganz „normal“ weiterarbeiten könnten! Diese Auskunft war nicht nur enttäuschend, sondern machte uns erneut klar, dass wir einmal mehr in der Bewältigung der sich abzeichnenden Probleme und in dieser Phase fast auf uns alleine gestellt waren. Ebenso schien es auch anderen Trägern zu gehen.

Mit dem Auftreten der ersten Fälle in Bayern stieg die



allgemeine Verunsicherung erneut enorm an und wir merkten dies unter anderem an einem Anstieg von krankheitsbedingten Fehlzeiten in unserer Mitarbeiterschaft. Nachdem die Zahlen der Neuinfektionen täglich anstiegen und alle fühlten, dass das Virus nun bereits sehr nahe gekommen war, sahen wir uns Anfang März 2020 in der Not gezwungen, eine Krisenbesprechung einzuberufen und umgehend einen Krisenstab zu bilden.

Diese für GPP denkwürdige Krisenbesprechung am 09.03.20 führte uns zu der Überzeugung, dass wir nun umgehend handeln mussten, um möglichst Schaden und Gefahren von unseren KlientInnen, MitarbeiterInnen und unserer Organisation abzuwenden. Wir implementierten unser internes Krisenmanagement und leiteten erste konkrete Maßnahmen ein, welche u.a. vorsahen, dass wir unsere Geschäftsstelle für den Publikumsverkehr schließen würden. Darüber hinaus begannen wir mit einer Flexibilisierung der Arbeitsabläufe für alle Mitarbeitenden und entwickelten umfangreiche Hygienepläne, die möglichst schnell umgesetzt werden sollten. Sowohl hinsichtlich unserer technischen Voraussetzungen als auch in Bezug auf die konkrete Beschaffung von Masken und Hygieneartikeln für unseren Schutzbedarf liefen unsere Bemühungen auf Hochtouren. Glücklicherweise ist es uns innerhalb weniger Tage gelungen, Schritt für Schritt geeignete Lösungen zu finden. So machten wir beispielsweise eine Schneiderei ausfindig, bei der wir eine größere Stückzahl an Alltagsmasken für unseren Bedarf sehr kurzfristig erwerben konnten. Wenige Tage später erfolgte die Entscheidung, unsere Geschäftsstelle und Zentrale vorübergehend komplett zu schließen beziehungsweise einen Notbetrieb einzuführen. Mit einer begrenzten Anzahl anwesender MitarbeiterInnen sollten nur noch die essenziellen Aufgaben in der Geschäftsstelle weiterlaufen. Die

KollegInnen durften nur versetzt im Büro präsent sein. Alle Teambesprechungen wurden auf virtuelle Plattformen verlagert.

Mit der „Schließung“ unserer Zentrale für den Partei- und Klientenverkehr wurde es zwingend erforderlich, nahezu alle unsere Arbeitsabläufe (z.B. in der Verwaltung, Dienstplanungen der einzelnen Teams usw.) umzustellen, um deren Fortbestand sicherstellen zu können. Viel Zeit stand uns, wie bereits erwähnt, nicht zur Verfügung, so dass wir dies nur mit viel Einsatzbereitschaft, Kreativität und mit Hilfe von tollen Fachleuten, wie beispielsweise unserem PC-Administrator, Herrn Fischer, schaffen konnten. Niemand wusste zu diesem Zeitpunkt, wie die weitere Entwicklung einzuschätzen wäre, aber uns war schnell klargeworden, dass dies für längere Dauer sehr tiefgreifende Veränderungen unserer gewohnten und geschätzten paritätischen Arbeitskultur sowie unserer Arbeitsatmosphäre des Miteinanders bedeuten würde. Es stellt bis zum heutigen Tage eine große Herausforderung für uns dar, als klassische Face-to-face-Organisation nunmehr seit fast einem Jahr in dem veränderten Modus arbeiten zu müssen, aber wir sehen keinen anderen Lösungsweg.

Wir haben aufgrund der pandemischen Entwicklung viele Veränderungen beschlossen und von unseren Erfahrungen her eine neue Art der Begleitung unserer KlientInnen erlernen müssen. Hierbei waren vor allem Innovation und Flexibilität gefragt. Es ist uns gelungen, mit einem hohen Maß an Arbeitsschutzmaßnahmen die direkten Kontakte zu unserer Klientel aufrechtzuerhalten und weiter mit Ämtern und Behörden in Kontakt zu bleiben. Der Arbeitsaufwand ist gestiegen, doch konnten wir feststellen, dass in unserer Gesellschaft eine große Solidarität vorherrscht und, obwohl wir uns heutzutage nicht mehr mit allen in der Peripherie des Helfernetzwerkes persönlich treffen



können, der Wille zu helfen ungebrochen vorhanden ist.

Im Rückblick sind wir froh und erleichtert, dass uns so vieles gelungen ist: Niemand aus unseren eigenen Reihen ist bisher schwer erkrankt, unsere Hygienekonzepte haben gegriffen und eine Verschlimmerung der Situation konnte bisher vermieden werden.

• Lern- und Entwicklungschancen durch Corona

Das Virus wird eingedämmt oder in uns aufgehen – einfach verschwinden wird es nicht. Aber wir haben viel gelernt, in der Medizin, in der Technik, aber vor allem auch in der Kultur und Gesellschaft. Nun liegt es an uns allen und jedem Einzelnen, unser Handeln und unsere Entwicklung nicht zum Stillstand kommen zu lassen. Die neuen Sozialstrukturen, die Solidarität und die Innovationen können uns einen Weg in die Zukunft weisen. Wenn wir dies weiterhin beherzigen, steht uns eine bessere Zukunft bevor, an die wir vor wenigen Jahren noch gar nicht zu denken wagten.

Auf unsere Arbeitsfelder und Organisationsstrukturen bezogen hat es uns ganz allgemein sehr geholfen, dass wir eine Rückbesinnung auf grundlegende Werte vollzogen und wir uns darin verbessert haben, nachhaltig Werthaltiges herausfiltern zu können und dies zum Zentrum unserer Bemühungen zu machen. In vielerlei Hinsicht mussten wir neue Wege beschreiten, neue Strukturen aufbauen, alternative Möglichkeiten finden, damit wir in Kommunikation und somit handlungs- und entscheidungsfähig bleiben konnten. Die neue Flexibilität in Gedanken und Handlungen, welche wir aufbringen mussten, ist für uns nun zu einem sehr wertvollen Gut geworden.


Wir mussten lernen, unsere Arbeitszeit im Rahmen der Betreuung innovativer und kreativer zu gestalten,

um an unsere Ziele zu kommen. Dies ging nicht einfach mit der Verabschiedung neuer Regeln einher, denn jeder Einzelne musste sich überlegen, wie er in Zeiten von Lockdown und Öffnung weiterarbeiten und seine KlientInnen bestmöglich begleiten und unterstützen kann. Im selben Maße galt es auch, äußerst gründlich auf den Schutz von allen und sich selber zu achten, was bisweilen einem Seiltanz glich. Dabei fiel auf, dass unsere jungen KlientInnen ein Selbstverständnis und eine Spontaneität zeigten, die oft zu großen Erfolgen und Neuerungen führte.

Hierbei zeigte sich einmal mehr, wie wertvoll eine partizipativ aufgebaute beziehungsweise gewachsene Wohngruppe in solch schwierigen Zeiten sein kann und dass eine durch Beteiligung gestärkte Gruppe einen Schlüssel zur Bewältigung von Krisen darstellt. Das Gleiche galt für die veränderte Teamarbeit, wo es wichtig war, immer wieder die Bedenken, Sorgen und Ängste der KollegInnen zu hören und sich entsprechend Zeit einzuräumen, um sich ausreichend darüber auszutauschen zu können.

Wir investierten viel Zeit in das Zuhören, das wiederholende Erklären und Aufklären und bisweilen auch in die notwendige Abklärung bei Verdacht auf bestehende Gefahren. In dieser Art des vertrauensvollen Miteinanders in der Teamarbeit und in der alltäglichen Betreuungsarbeit, wobei man sich oftmals innerhalb kurzer Zeit auf neue Regelungen, Auflagen oder Bestimmungen um- beziehungsweise einstellen musste, haben wir Phasen von personeller Unterbesetzung oder sogar einer 14-tägigen Zimmerquarantäne einer Wohngruppe und eines kompletten Teams überstanden. Doch selbst derlei Ausnahmesituationen hinterließen – trotz aller durchlebten Strapazen – durch den enormen Zusammenhalt ein Gefühl der Stärkung und des gegenseitigen Vertrauens.

Auffällig war außerdem ein gesteigertes Interesse an



den Lebenssituationen der KollegInnen. Dies lässt sich natürlich durch das Wegfallen der informellen Gespräche erklären, welche beispielsweise auf den Bürogängen nicht mehr stattfinden konnten. Wenn wir uns das einmal zu Herzen nehmen, dann können wir im Umgang miteinander bewusster werden. Dies sollte nicht missverstanden werden, denn die Arbeitskultur und Atmosphäre bei GPP war schon immer sehr herzlich und respektvoll.

Wir haben in einem Jahr, in dem es kaum Team-Building-Maßnahmen, keine Konzepttage und nur selten abgehaltene Arbeitskreise gab, bewiesen, dass wir dennoch unseren Geist der Einigkeit und unsere gefühlte Trägerzugehörigkeit aufrechterhalten können. Das ist nicht selbstverständlich und sollte uns fortan umso bewusster sein.

Die Verlagerung der unerlässlichen Kommunikation und der wichtigen Netzwerkarbeit auf andere Wege, die Videotelefonie beispielsweise, erforderte ebenfalls ein intensives Lernen aller Beteiligten, über die Grenzen und Möglichkeiten solcher Plattformen. Erfreulich war, dass es allen so zu ergehen schien, und so fand man doch überwiegend niederschwellige Lösungen, um die Kooperationen fortführen zu können. Viele Ämter waren grundsätzlich bereit, schnell und unbürokratisch zu unterstützen, sofern man die Sachbearbeiter erreichen konnte, was sich zumindest im Zeitraum von März bis August 2020 häufig als schwierig herausstellte. Viele wichtige und bisweilen auch zukunftsentscheidende Gespräche mit Ärzten, dem Jugendamt und anderen Trägern in der Sozialen Arbeit wurden virtuell abgehalten und einfache Begleitungen wie etwa die Hausaufgabenbetreuung konnten auch über das Internet stattfinden. Dies ist eine Entwicklung, welche wir weiterhin zumindest ergänzend beibehalten sollten. Auch wenn die Face-to-Face-Kontakte für uns unerlässlich sind, so heißt

dies nicht, dass wir unser Portfolio an pädagogischen Handlungsmöglichkeiten nicht erweitern können. Erneut sind wir Fachkräfte gefragt, unser Selbstverständnis von sozialer Arbeit zu überdenken und die neu erlernten Techniken zu verfeinern und unser Angebot zu erweitern.

Oft war in den Mails und Briefen der Zusatz „Bleibt gesund“ oder „Ich hoffe, Sie sind bei guter Gesundheit“ zu lesen. Diese Geste entsprang nicht nur der reinen Höflichkeit, sondern zeigt, dass hier Wertschätzung erweitert wurde. Der Gedanke, dass alle in Zeiten der Pandemie im gleichen Boot sitzen, sollte darüber hinausgehen. Denn KollegInnen und AnsprechpartnerInnen sitzen mit ihrer Arbeit immer am gleichen Strand, nicht nur auf der Hafensrundfahrt mit dem Schiff Pandemie. Es kann nicht schaden, auch nach der Bewältigung der Pandemie, eine neue Art von Höflichkeit zwischen „Sehr geehrte“ und „mit freundlichen Grüßen“ hinzuzufügen.

Für alle in der Sozialen Arbeit Tätigen ist die Work-Life-Balance sehr wichtig. Die Krise hat uns gelehrt, dass unsere Arbeit mehr ist als die bloßen Dienstzeiten. Unsere Arbeit fand in der Verschränkung zwischen Freizeit und Arbeitszeit statt. Zwar können wir unsere Arbeit am Workload, durch die Dokumentation, bearbeitete Anträge oder Teamprotokolle messen, doch lässt sich unser innerer Dialog, den wir in uns tragen, nicht stoppen. Der innere Dialog fragt nicht nach Dienst- oder Arbeitszeiten, doch genau dort finden Kreativität und Innovation statt. Wir haben dem viel zu verdanken, denn durch Homeoffice konnten wir unsere Arbeitszeit anders einteilen. Durch die Flexibilität hat sich Arbeitszeit neu definiert. Arbeitsorte haben sich geändert und Aktivitäten mit KlientInnen mussten neu gedacht werden. Berufs- und Privatleben sollten für unsere seelische Gesundheit weiterhin getrennt werden. Die Möglichkeit im



Homeoffice, mal schnell einkaufen zu gehen oder in der Zeit außerhalb vom Büro, zwischen zwei Terminen, seine Gedanken zu ordnen, führt allerdings zu nachhaltigen neuen Vorstellungen über die eigene Tätigkeit. Unsere Gedanken zur Problemlösung, Selbstorganisation und zu den stattgefundenen Gesprächen führten zu kreativen Einfällen, zu einem neuen Verständnis. Hier besteht ein großes Potenzial, welches wir nicht ungenutzt lassen sollten.

Wir haben viel zu lernen, obwohl wir bereits viel erreicht haben. Vielleicht ist es an der Zeit, unsere alten Konzepte mal wieder durchzulesen und uns zu fragen, was wir verbessern können. Unser Blickwinkel ist im Jahr 2020 in eine gute Richtung verschoben

worden. Wenn wir an all die neuen Abläufe und Strukturen, die veränderte Situation und die eigene Lebenslage denken, dann können wir Neuerungen spüren. Lasst uns weiter in diesem Flow bleiben, denn Veränderung ist ein stetiger Prozess, der nie aufhört. Wir hatten das Glück, vergangenes Jahr eine einzigartige Perspektive kennen zu lernen: Lasst sie uns erhalten!

Gerald Buhl-Stransky
Diplom-Sozialpädagoge

Stefan Radgen
Pädagoge MA
Pädagogische Leitung
Geschäftsleitung